

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Weltbegebenheiten

## Weltbegebenheiten

Wenn der Wandersmann einen bestimmten Teil seines Weges bis zu dem vorgesteckten Ziel zurückgelegt hat, pflegt er eine kurze Zeit zu rasten, Umschau nach Wind und Wetter zu halten und sich wohl auch zu fragen: Wie war der Weg bis hierher, bietet der noch übrige Teil desselben keine unüberwindlichen Schwierigkeiten für mich, stehen sie in einem annehmbaren Verhältnis zu dem Enderfolg und hat es Zweck, die Wanderung fortzusetzen? Die Leser des „Vetter vom Rhein“ sind nun gewohnt, alljährlich unter der Ueberschrift „Weltbegebenheiten“ eine solche Wanderung mit dem Kalendermann zu machen. Er erzählt ihnen darin, wenn sie im Winter beim traulichen Lichtschein der Lampen oder der neuzeitlichen elektrischen Birnen im „Vetter“ lesen zur angenehmen Abkürzung der so langen Abendstunden, was im Innern des Vaterlandes und in der Außenwelt alles vorgekommen ist, Gutes und Schlechtes. Früher war das schnell geschehen. Alles wickelte sich ruhig, gleichmäßig, man möchte sagen „gesetzmäßig“ ab. Die Politik lief, wenn es auch hier und da auf dem Balkan brodelte, wenigstens äußerlich ihren stillen Gang, man kannte, wenigstens öffentlich, noch keine alliierten und assoziierten Mächte, die den kleinen und machtlosen Staaten ihren Willen aufzwingen, es herrschte noch Genügsamkeit, jeder streckte sich nach der Decke, Jungdeutschland fand in der Arbeit und durch den Dienst in dem Rocke des Königs die nötige Erstarkung, der meist einzige Steuerzettel blieb in der geforderten Endsumme auch meist gleich, Rekordsummen waren unbekannte Begriffe, ebenso Himmels- und Amerikaflüge usw. usw. Seit dem Weltkriege, dessen „offizielles“ Ende nunmehr bald zehn Jahre hinter uns liegt, ist das ganz anders geworden, und einer ganz langen Rast bedürfte der „Vetter“ zum Nachdenken und Vergleichen. Dieses aber läßt die nimmer ruhende Zeit nicht zu, und deswegen will er sich auch nur in aller Kürze mit den Hauptfragen dieses Mal in seinem 50. Lebensjahr beschäftigen.

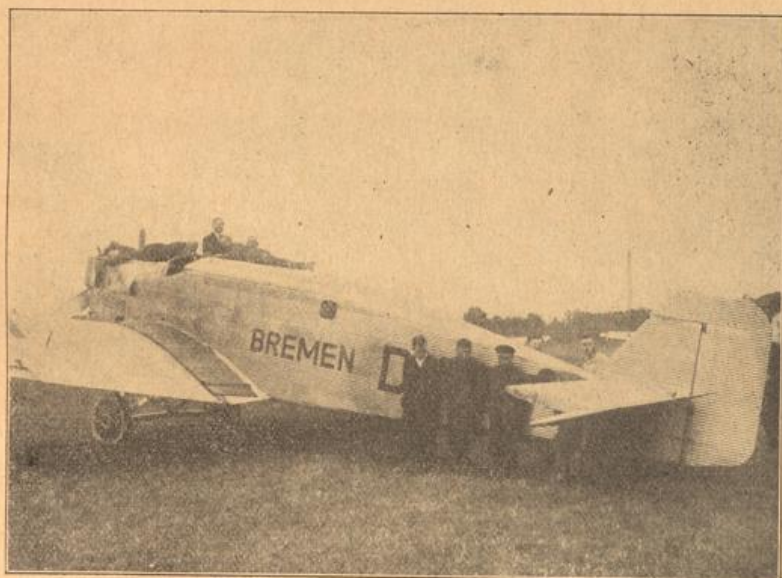
Wie war der Weg des deutschen Volkes seit zehn Jahren? Steinig und dornenvoll, voller Mühsale und Demütigungen, so wird die Antwort lauten. Die nächstliegende Frage wird dann sein: „Ist es besser geworden, und ist Aussicht auf weitere Besserung?“ Wer diese

Fragen ehrlich und überzeugt beantworten will, muß sich vorerst einige der Nachkriegswehen, wie sie ähnlich ja auch die alten Chroniken erzählen, ins Gedächtnis zurückrufen: Auslöschung unseres stolzen Heeres, Zerfall jeglicher Unterordnung und damit auch jeglicher öffentlichen Ordnung, schmachvoller Friede, Inflation, Hunger, Unterernährung. Die heranwachsende Jugend weiß von diesen Dingen ja nur mehr vom Erzählen, auch viele der Älteren haben diese graufamen Zeiten in dem jetzigen schnelllebigen Tempo wohl vergessen; aber in mancher Erinnerung sind sie doch haften geblieben, und diese Mitbürger werden die obigen Fragen mit einem Ja beantworten. Das Reich wurde doch trotz allem, wie es ja der Wille und das Ziel unserer Feinde war, nicht zerschlagen, die Weimarer Verfassung, obschon verbesserungsbedürftig, wie alles Menschenwerk, sorgte dank der Besonnenheit einiger Männer wieder für die langsame Herstellung von Ruhe und Ordnung im Innern des schwergeprüften deutschen Landes, der Herbst 1923 brachte uns in allerletzten Augenblicke, als wir vor lauter Billionen nicht mehr ein noch aus wußten, wieder eine feste Währung und half Hunger und Unterernährung bannen. Ja, besser ist es wohl geworden, aber gute Verhältnisse sind bei uns doch noch nicht eingekehrt. Das Mißtrauen gegen uns, zu tief eingewurzelt während des Krieges infolge der feindlichen Lügenpropaganda, dieser Feind jeden ehrlichen Friedens, er will nur sehr langsam weichen. Er allein ist doch schuld, daß trotz Locarno und Thoiry noch fremde Soldaten im Herzen Deutschlands, am schönen Rheinstrom, stehen. Zehn Jahre nach Friedensschluß, nach Unterzeichnung des Versailleser Diktates, sollen sie das wehrlose und anerkannt abgerüstete Deutschland an der Revanche hindern. Vernünftige Köpfe bei unserm westlichen Nachbarn bekämpfen leider diesen Wahnsinn bisher vergebens, die Militärpartei ist dort vorläufig noch allmächtig. Alles aber hat seine Zeit, sie war bis jetzt unsere beste Helferin und muß es auch für die nächsten Jahre sein, zudem naht ja Ende dieses Jahres die Räumung der zweiten, der Koblenzer Zone, die wieder einen Teil unserer rheinischen Brüder erlöst von fremder Herrschaft und befreit von unerbetenen Gästen. Hoffentlich erinnern diese sich rechtzeitig des Räumungstermines und

verzögern ihn nicht mit an den Haaren herbeigezogenen Ausflüchten, wie beim Abzug aus der Kölner Zone. Herrgott, mach' uns frei und beschütze unseren deutschen Rhein!

Trotz aller Diktate, Verbote, Einschränkungen und hemmenden Vorschriften stehen wir doch mit an der Spitze bei dem Luftverkehr, der den Menschenflug der heutigen Zeit als etwas Alltägliches erscheinen läßt. Und doch, was hat dieses Problem Arbeit und Mühe, Zeit und Geld und — — Menschenleben gekostet bis zu seiner jetzigen Bervoll-

in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatte, glücklich aus. Die Namen Röhl, von Hünefeld in Verbindung mit ihrem freiwilligen Begleiter, dem irischen Major Fitzmaurice, werden in der Geschichte unvergesslich bleiben. Gegenwärtig weilen sie wieder im deutschen Vaterlande, wo sie sich kaum der vielen Ehrungen erwehren können. Jedenfalls rückt dieser gelungene Flug die Möglichkeit eines geregelten transozeanischen Luftverkehrs in den Bereich der Möglichkeit, obschon der Weg noch ein weiter ist. Der unruhige Menschen- und



Das Ozeanflugzeug „Bremen“ vor der Abfahrt

kommnung, die leider der Vater des Menschenflugs, Otto Lilienthal, nicht mehr erleben durfte. Er brachte es zu Flügen bis zu 350 Meter Weite, stürzte aber am 9. August 1896 mit dem Apparat so unglücklich, daß er seinen schweren Verletzungen am andern Tage erlag. Seine Energie und Zähigkeit waren aber Leitsterne für andere deutsche Männer, die dem Werke die Krönung aufsetzten durch den Flug nach Amerika am 12. April ds. Js. Sie landeten nach 34stündiger Fahrt auf Greenly-Insel mit der braven „Bremen“, flogen später nach Newyork, wo sie, wie in ganz Amerika, begeistert gefeiert wurden. So führten deutsche Männer als erste den Flug Europa-Amerika, den der amerikanische Kapitän Lindbergh ein Jahr vorher während 33 Stunden 27 Minuten

Erfindergeist sieht in dem vielmotorigen und radiogesteuerten Riesen-Amphibien-Flugzeug, das eine stündliche Schnelligkeit von 300 Kilometer entwickeln und sowohl auf dem Lande wie auf dem Wasser starten und landen soll, das Zukunftsideal. Gegenwärtig geht ein Vorläufer dieser Idee, das zwölfmotorige Flugschiff der Dornierwerke, mit seinen 5000 PS. und durch die riesigen Ausmaße das größte Flugzeug der Welt, auf der Werft in Altenrhein seiner Vollendung entgegen. Es soll 25 bis 30 Passagiere nebst einer großen Menge Fracht und Post über den Ozean tragen. Und daneben, in Friedrichshafen, wächst zugleich der neue Ozeanzepplin L. Z. 127 mit 105 000 Kubikmeter Rauminhalt, der mit seinen fünf Motoren, einer Nutzlast von 15 000 Kilogramm

und einem Aktionsradius von 10 000 Kilometern seine Geschwindigkeit auf 128 Stundenkilometer steigern kann. Zur Vervollständigung sei noch angegeben, daß Deutschland trotz aller Beschränkungen auf aviatischem Gebiete 475 amtlich zugelassene Flugzeuge hat, in denen 554 Motore eingebaut sind, 513 davon deutsches Fabrikat. Bei den 109 Höchstleistungen aller Arten von Flugapparaten während des Jahres 1927 steht Deutschland mit 37 an der Spitze, in den Rekordlisten der Freiballone sind die drei der bedeutendsten Leistungen

Karl Kirchweis in zwei Jahren die Welt umsegelten und dabei 34 000 Seemeilen zurücklegten. Auch ihnen wurde bei ihrer Rückkehr am 1. Weihnachtsfeiertag 1927 ein festlicher Empfang in Cuxhaven bereitet. Drahtlos ist nunmehr auch die Fernsprechverbindung Deutschland-Amerika eingerichtet und als historischen Augenblick darf man wohl die Eröffnung am 10. Februar bezeichnen, bei welcher Reichskanzler Dr. Marx als erster mit dem stellvertretenden amerikanischen Staatssekretär Olds sprach. Im Sport stellt Deutschlands



Der Einzug der Ozeanflieger in Berlin. — Köhl, Fjzmaurice und v. Hünefeld.

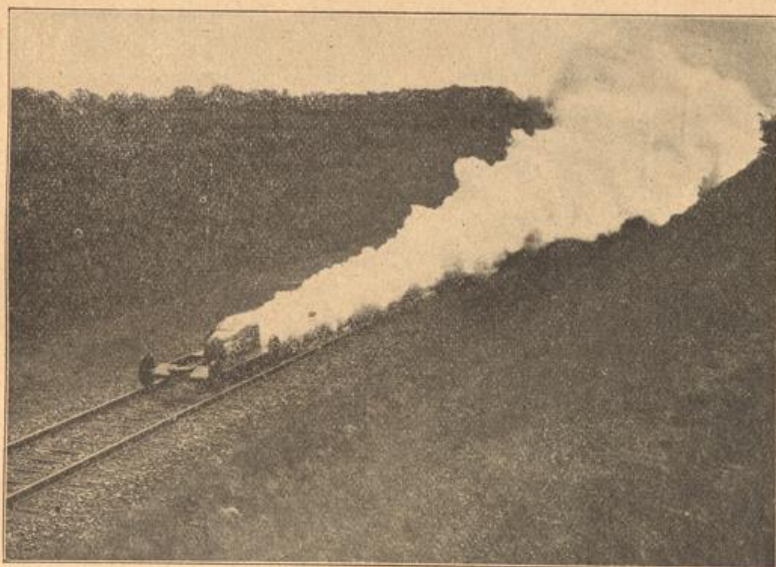
als in deutschen Händen befindlich verzeichnet, im Landflug stehen wir mit 15 Rekorden vor Frankreich (11), und die internationalen Höchstleistungen für Segelflugzeuge hat der Ostpreuze F. Schulz alle fünf in Händen. — Die drahtlos ausstrahlende Energie, mit welcher schon vor dem Kriege der Erfinder der drahtlosen Uebertragung, Lehrer Chr. Wirth aus Nürnberg, Aufsehen erregende Versuche auf dem Wannsee bei Berlin machte, hat sich ausgangs vorigen Jahres die Reichsmarine zur Modernisierung ihrer Einrichtungen zunutze gemacht und das Linien Schiff „Zähringen“ in ein drahtlos lenkbares Zielschiff umbauen lassen. Kühnen Mut aber zeigten wiederum deutsche Männer, die auf einem nicht modernisierten Schiff, dem Segelkutter „Hamburg“ unter Führung des Kapitäns

Jugend allenthalben ihren Mann, nicht sehr zur Freude vieler Ausländer, wie die Vorkommnisse bei den olympischen Spielen in Amsterdam ja erst kürzlich in aller Deutlichkeit zeigen. Wird man aus dem Verhalten des Nussow Mohamed und seiner Hintermänner die folgerichtige Lehre ziehen??

Ueber die bisher mitgeteilten Versuche, Erfolge und Zahlen würden unsere Vorfahren gewiß die Köpfe schütteln. Sie standen ja auch nicht wie wir im Zeitalter der Schnelligkeitsrekorde zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Was gelten heute Dampf, Benzin und Elektrizität noch als Antriebsmittel? Sie begannen in unserem Schnelleben bereits zu veralten. Man will mit anderen Kräften ins Weltall, in den luftleeren Weltenraum vorstoßen, man will schneller als die Sonne um

die Erde, das Weltraumschiff soll komme, mit ihm der Flug zum Mars und die Eroberung des Weltalls. Das sind nicht etwa phantastische Pläne, über die man etwa lachen und mit Achselzucken hinweggehen soll, wie i. Zt. über die Schilderungen von Jules Verne, dessen 100. Geburtstag in den Februar ds. Js. fiel und dessen Phantasien von der Wirklichkeit schon übertroffen wurden. Warum soll sein „Flug in den Mond“ nicht zur Wirklichkeit werden? Die Vorbereitungen sind bereits in vollem Gange. Die Ingenieure Vallier und

aber zurück! Vor 25 Jahren erreichten die Gebrüder Wright beim Fliegen nur ein Paar Meter Höhe bei einer Länge von 260 Meter. Und jetzt fliegen wir bereits in 10000 Meter Höhe und ohne Unterbrechung eine Weite von 6000 Kilometern. Und doch muß man immer denken: „Und der Mensch versuche die Götter nicht!“ Aber der erste Pilot ist bereits für die Flugrakete verpflichtet, er soll als erster Mensch in den Weltraum geschossen werden. Es ist der Pilot Raab, der dazu ausersehen wurde unter hunderten von Bewerbern. Ob er aus



Raketen-Opelwagen auf der Strecke Burgwedel-Celle

Sander bauten mit finanzieller Unterstützung der Firma Opel-Rüsselsheim das Raketenauto, welches bei der Probefahrt 254 Kilometer Geschwindigkeit entwickelte als Vorstufe auf dem Wege zum Raketenflugzeug und zum späteren Weltraumschiff. Ueber dieses, „R 57“ genannt, und über das Problem eines sicheren, raschen und billigen Mars=Erde=Flug=verkehrs sprach bereits im Februar Ingenieur Dr. Franz Hoefft in Wien; also sind die Pläne schon fertig. Das Schiff ist als doppelkegelförmiges Fahrzeug von 30 Tonnen gedacht, aus dem beim Flug mächtige Gasströme mit 3000 bis 4000 Meter Sekundengeschwindigkeit entweichen. Viele technische Bedenken sind noch zu überwinden, viele Arbeiten sind wohl noch zu leisten. Denken wir

dem Weltall zurückkehrt?! Da nun Flug und Radio unzertrennlich miteinander verbunden sind, müssen wir auch noch mit berechtigtem Stolz hervorheben, daß Deutschland in Neuen die größte Funkstation der Welt besitzt. Auch hier außerordentliche Entwicklung in den 25 Jahren ihres Bestehens. 1906 betrug die Reichweite 2200 Kilometer, 1910: 3000, 1912: 4680, 1914: 8300, 1916: 11000 und 1918 bereits 20000 Kilometer, womit die Station damals bereits den halben und jetzt wohl den ganzen Erdball umspannt. Hiermit wuchs auch die Zahl der Hörer, die jetzt in Deutschland 2250000 beträgt, aber auch die der Schwarz Hörer, von denen 3000 im letzten Jahre gerichtlich bestraft wurden. Allein der Flugdienst funkt monatlich 1,2

Millionen Worte an in der Luft befindliche Apparate, man denkt bei den neu erfundenen Apparaten bereits an eine Verbindung mit Bewohnern anderer Planeten, eine Annahme, die immer wieder auftaucht, und auch das jetzige Kurzwellensystem erlaubt bereits in der Minute 200 Worte zu übermitteln, statt wie bisher nur 20. Solche Zahlen muß man sich immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen, wenn man sieht, mit welcher Selbstverständlichkeit wir jetzt den frei um den Erdball kreisenden „göttlichen Funken“ benutzen. Aber schon kommt auch die Gesetzesmaschine mit ihren einengenden Bestimmungen der Washingtoner Konferenz. Sie werden mit dem 1. Januar 1930 manche Veränderungen im Funkverkehr bringen.

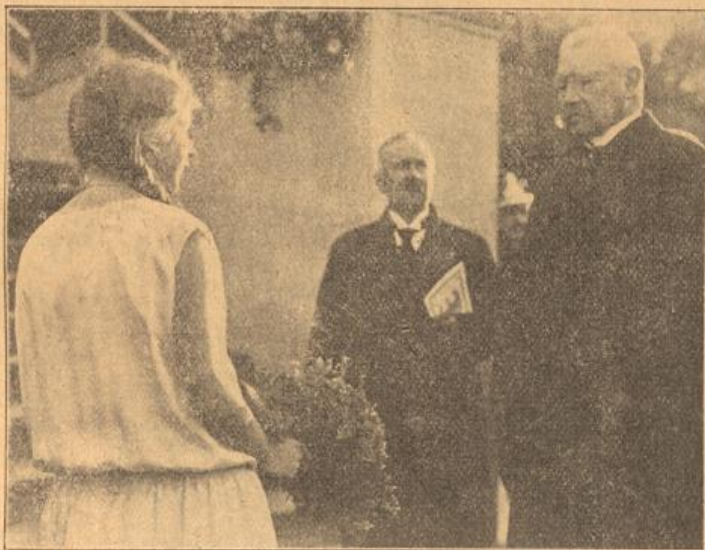
Diese Lichtseiten des Vorwärtstrebens deutscher Tatkraft sind in unserer auf allen Seiten eingeeengten Lage gewiß doppelt zu bewerten. Aber wo Licht, da auch Schatten! Man muß daher die sich mehrenden Unglücksfälle und die sich häufenden Verluste an Menschenleben, über welche die Tageszeitungen tagtäglich berichten müssen, als eine Folge der heutigen Hastlosigkeit der Menschen, mitveranlaßt durch Erfindungen und fortschreitende Technik ansehen. Die Zahl der im Jahre 1926 amtlich gemeldeten 2403 Automobilunfälle im Lande Baden, an denen 2878 Kraftfahrzeuge beteiligt waren, und bei welchen in 523 Fällen 1338 Personen verletzt und 69 getötet wurden, sind leider bei dem sich so schnell steigenden Kraftwagenverkehr längst überholt. Auch die Zahl der Eisenbahnunglücke war recht groß. Erwähnt sei der Zusammenstoß zweier Güterzüge auf der Blockstelle Gundelfingen bei Freiburg am 25. Juli 1927 mit erheblichem Sachschaden und das Eisenbahnunglück bei Eppingen im gleichen Monat, bei welchem der Zugführer verletzt wurde. Am 3. August 1927 wurden auf der Strecke Bruchsal-Heidelberg zwei Radfahrer von einem Eilzug erfaßt und getötet, und kurz vorher überfuhr ein Personenzug bei Immendingen eine Rotte von vier Eisenbahnarbeitern. Schrecklich wüteten im Berichtsjahre aber auch die rasenden Elemente. In Unterbaden richtete am 8. August ds. Js. eine Hagelwetterkatastrophe schwersten Schaden an. In Eppelheim bei Heidelberg vernichtete das Unwetter die ganze Tabakernte im Werte von 1 Million, richtete in den Ortschaften Wieblingen, Plankstadt und Ostersheim große Zerstörungen an in den Hopfenanlagen, verwand-

delte die Bächelein im Schuttertale in reißende Gebirgsbäche, ebenso im Münsjertale, so daß dort die Gemeinden Ruhbach, Reichenbach, Seelbach, Münchweier und Ettenheimmünster mit den anliegenden Einzelgehöften schwer heimgesucht wurden. Im April und im Juli hatte das Unwetter erst dem Lande schwere Wunden geschlagen. Deßhalb verwerflicher ist es, daß auch noch menschliche Verbrecherhände den Mitmenschen durch Anlegen von Bränden solches Leid zufügen. Die Brandseuche bildet in manchen Tageszeitungen eine stehende Rubrik. Nennen wir aus der großen Reihe nur einige Fälle: Die Brandstiftung in Landshausen im Juli v. Js., das Großfeuer in Ruzloch in fast derselben Zeit, das sieben Wohnhäuser und fünf Scheunen vollständig zerstörte, die gleichzeitige Brandkatastrophe in Liedolsheim, wo drei Wohnhäuser und neununddreißig Scheunen infolge eines Blitzschlages trotz der Hilfe von zwanzig Feuerwehren eingäschert wurden, das Großfeuer in Billingen mit einem Brandschaden von 100 000 R.-M. und die Großfeuer in Hochstetten, in Erfsingen, Gengenbach und Gommersdorf, ohne die vielen kleineren Brände, deren Entstehung meistens auf Brandstiftung zurückgeführt wurde.

Auch für das Reich kann das Jahr 1927/28 als ein Jahr der Naturkatastrophen bezeichnet werden. In oft grausamer Weise führte es der Menschheit vor Augen, wie sehr sie trotz aller wissenschaftlichen und technischen Fortschritte noch ein Spielball der Elemente ist. Erdbeben, Wirbelstürme, Flugzeugkatastrophen und Schiffsuntergänge forderten fast tagtäglich Opfer. Nennen wir einige der größeren seit dem letzten Erscheinen des „Vetter vom Rhein“: Dammbruch bei Hasserode am Harz, Grubenunglück bei Recklinghausen, Flugzeugunglück bei Kassel, Feuerwerksexplosion in Magdeburg, Straßenbahnunglück in Saarbrücken, Flugzeugunglück bei Schleiz, bei dem mit drei anderen Personen Botschafter von Maltzahn verunglückte, Zusammenstoß auf der Berliner Vorortbahn Reinickendorf, Straßenbahnzusammenstoß in Kassel, Zusammenstoß des Schnellzuges Berlin-Wien mit einem Güterzug, das furchtbare Explosionsunglück in Berlin im Januar ds. Js., die Explosion kurz darauf im Hamburger Hafen, bei der 35 Personen verletzt wurden, die kürzliche Entgleisung des Schnellzuges Mün-

chen-Rheinland bei Siegelsdorf, die fast vierzig Opfer forderte, das Explosionsunglück bei einer Marineübung vor der Schlei- mündung an der Ostsee, bei dem sechs Matrosen getötet und sieben schwer verletzt wurden und schließen wir diese lange, traurige Liste, die sich noch erweitern ließe, mit der Erwähnung des gräßlichen Phosgenunglückes in Hamburg, bei dem das Giftgas so viele unschuldige Menschenleben vernichtete, und das dem uns feindlichen Ausland willkommene Gelegenheit zur Ausstreuung neuer Verdächtig-

an der Spitze des neuen Deutschlands steht. Er verkörpert in völliger Reinheit die besten Qualitäten des alten Deutschlands, ist aber zugleich elastisch genug, dem neuen Deutschland objektiv und anerkennend gegenüberzustehen. Bornehmlich für unsere heranwachsende Jugend, die unseres Vaterlandes frühere stolze Größe nicht kennt, ist er Vorbild und Halt. In echt deutscher Treue stand ihm bis vor kurzem Dr. Wilhelm Marx als Reichskanzler zur Seite, der am 15. Januar seinen 65. Geburtstag unter allgemeiner Teilnahme der Fraktionen des



Ein Mädchen gratuliert im Namen von 50000 Kindern Hindenburg zum 80. Geburtstage

ungen gegen Deutschlands chemische Industrie geboten hat. —

Und neben diesem allen laufen die großen Fragen: Arbeitslosigkeit, Lohnkämpfe, Streike, die Abschnürung Ostpreußens, Zwangswirtschaft und Wohnungsmiete, Saargebiet, Rheinlandräumung, Kriegsschuldsfrage, Anschluß an Oesterreich, sinkende Geburtenziffern, Aussperrungen, große Betrügereien bei Reichsbehörden, Reparationsschulden, welche uns in diesem Jahre nach den Bestimmungen des Dawesplanes besonders schwer drücken werden, und andere ähnliche, bei deren Lösung das uns noch immer nicht hold gesinnte Ausland hineinzusprechen versucht! Umsomehr lernen wir da die Persönlichkeit unseres Reichspräsidenten Hindenburg schätzen, der nunmehr über drei Jahre

Reichstages und der Reichsregierung und in dankbarem Gedenken der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes feiern durfte. Er hat nach der Neubildung der Reichsregierung, die nach großen Schwierigkeiten in den letzten Tagen des Monats Juni zustande kam, Herrn Müller-Franken seinen Platz überlassen müssen. Beiden Männern wird erst die Geschichte das ihnen gebührende Denkmal setzen.

An die Spitze des engeren Heimatstaates trat auf Grund des Ergebnisses der Wahl im Landtag am 24. November 1927 für das laufende Jahr der seitherige Minister des Innern Dr. Remmele an Stelle des nach der Verfassung ausscheidenden Dr. Trunk. Als Stellvertreter wurde Finanzminister Dr. Schmitt mit 49 von 70 abgegebenen Stim-

men gewählt. Dr. Kemmele ist, da der Paragraph 52 der badischen Verfassung die alljährliche Wahl des Staatspräsidenten aus den Ministern vorschreibt, der zehnte in deren Reihe. Er hatte dieses hohe Amt bereits im Jahre 1922/23 inne. Das Jahr verlief ja wohl für die Heimat verhältnismäßig ruhig, doch lastet auch auf ihr noch der Druck der fremden Bejaßung und, wenn diese endlich verschwunden sein wird, will Frankreich durch den Ausbau schwerer und schwerster Festungs- geschütze eine chinesische Mauer am Rhein errichten u. das schöne Badnerland unter seinem Geschützfeuer halten. Kanonen über Baden! Man sieht also, daß trotz Völkerbund, Locarno und Thoiry und trotz der fürchterlichen Ergebnisse, Erinnerungen und Mahnungen des Weltkrieges ein Friede durch Vernunft und Besinnung anscheinend noch nicht zustande kommen kann. Was haben da Verträge eigentlich für einen Sinn, die doch im selben Augenblick, wo irgend ein Staat seine „Lebensinteressen“ in Gefahr sieht, nur den Wert von Papiersegen haben! Die



General Nobile vor der Fahrt nach dem Nordpol

Leser, welche uns bis hierher in unseren kurz gehaltenen Auszügen gefolgt sind, werden uns darum sicherlich beistimmen, wenn wir wiederholen: Besser ist es wohl geworden seit Krieg und Umsturz, aber mit „Gut“ können wir die Jetztzeit noch nicht bezeichnen.

Zum Ausland ist unser Verhältnis korrekt. Herzlich können wir es nicht bezeichnen, ob schon Mussolini diesen Ausdruck einmal in einer seiner „großen“ Reden gebraucht hat. Parker Gilbert, unser Oberkontrolleur, hat uns ja auch gelobt als pünktlichen Zahler. Solange, wie wir dieses bleiben, wird er uns auch weiter loben. Aber wenn die ausländischen Anleihen, mit denen wir diesen unerhör-

ten Tribut zahlen, einmal ausbleiben, wenn das Bürgertum durch den ständig wachsenden Steuerdruck gänzlich ausgepreßt ist und das Blutgeld nicht mehr zahlen kann, was dann? Ein solcher Lobbrieff schreibt sich ja recht schön in dem herrlichen Baden-Baden, wo man äußerlich nichts von der Rehrseite der Medaille merkt. Aber ist es anderswo anders? Auf diese Frage antworten am besten die täglichen Zeitungsberichte über nicht endenwollende Feiernlichkeiten, Empfänge, Veranstaltungen und Feste,

hinab bis in die kleinsten Gemeinden. Kein Wunder, daß im Ausland die Meinung über allgemeinen Wohlstand in Deutschland vorherrschend ist, die ein Kurgast auf einer Konferenz in die Worte kleidete: „Die Deutschen wußten in der Inflation nicht, wie arm sie sind, und jetzt wissen sie nicht, wie reich sie sind!“ Und aus diesem Gesichtspunkte des Wohllebens heraus, der aber eine internationale Erscheinung ist, hat wohl auch der Herr Gilbert die Erhöhung der Eisenbahntarife befürwortet, ja gefordert!

Frankreich, unser westlicher Nachbar, hatte ja auch unter den Naturkatastrophen 1927/28 zu leiden. Eisenbahnunglücke sind ja in diesem Lande seit jeher häufig. Unter die schwersten Unglücke muß man aber wohl die Grubenkatastrophe von St. Etienne zählen, die 63 Opfer forderte. Dann machte seiner Regierung aber die Stabilisierung der Währung, die nun nach einer „schweren Geburt“ kürzlich zustande kam, schwere Sorgen. Sie brachte dem schlauen und vorsichtigen Ministerpräsidenten Poincaré, der ja bei allen schwerwiegenden Abstimmungen in der Kammer im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit die Vertrauensfrage stellt, den Namen „Retter des Frankens“



und damit Frankreichs. Er versteht eben seinen Willen durchzusetzen und fand im Senat gegen alle Beschuldigungen und Anklagen das schön klingende Wort: „Wir wollen keine Anklagen erheben, sondern leben, arbeiten und handeln!“ Recht schön gesagt! Doch wäre zu wünschen, daß er den ersten Teil verallgemeinern und in die Tat umsetzen würde. In allergrößter Sorge blickt man aber von Paris nach dem Elsaß hinüber, wo die „befreiten Brüder“ sich so langsam bewußt werden, daß sie aus dem Regen unter eine recht kräftige Trause gekommen sind. Die Vorgänge in Hagenau, wo der Stadtrat sich weigerte, in den französischen Farben zu flaggen, seine Absetzung und verstärkte Wiederwahl, der Ausfall der Kammerwahlen im April und schließlich der Colmarer Autonomistenprozeß im Mai haben grelle Schlaglichter auf die jetzigen Verhältnisse im ehemaligen Reichslande geworfen. Das schöne Land kann nicht zur Ruhe kommen, es kämpft und stellt Vergleiche an. Grenzlandtragödie! Auch die Kriegsschuld und die Verletzung des Abkommens vom 5. November 1918 beim Diktat von Versailles wird von französischen Geschichtsforschern eingehend und ruhig auf Grund amtlicher Dokumente untersucht mit günstigem Ergebnis für Deutschland. Und einen derselben, den Pfarrer Demilier, der in seiner „deutsch-französisch-katholischen Korrespondenz“ Poincaré als den Hauptverantwortlichen am Kriegsausbruch bezeichnete, erklärte man kurzerhand für verrückt. Der Motivenbericht zum deutsch-französischen Handelsabkommen vom 17. August 1927 enthält zwar einen langatmigen Satz von friedlichem Zusammenarbeiten der beiden großen Nachbarstaaten auch für die Wiederherstellung normaler Wirtschaftsbedingungen in Europa. Zu gleicher Zeit baut Frankreich aber an der „chinesischen Mauer“ gegen Deutschland, an dem riesenhaften Festungsgürtel Nordsee-Belfort mit den bis an den Rhein vorgeschobenen Verteidigungszone mit einem Aufwand von 1400 Millionen Goldfranken, plant gleichzeitig die Abgrabung einer unserer Haupt-Lebensadern, unseres Vaters Rhein und hält eine der bisherigen größten Flottenparaden in Le Havre. Alles Zeichen der Abrüstung!

Belgien, auch ein naher Nachbar von uns, heßt als Schützling und Vasall Frankreichs noch immer in allen Tonarten gegen Deutschland, das Vaterland seines Königin. Aber trotzdem warben seine Städte, Bäder und

Pensionen in deutschen Blättern um den Besuch von Badegästen und Touristen, die sie dann schließlich als „Boches“ beschimpfen. Darauf gab der deutsche Ruderverband die richtige Antwort. Er weigert sich, seine Mitglieder mit französischen Sportskollegen in Wettbewerb treten zu lassen, solange das Rheinland von fremden Truppen besetzt ist. Und auch die Sportskameraden im besetzten Gebiete wollen unter den Augen der Besatzungsbehörde keine Wettkämpfe austragen. So vermeiden sie auch ein Vorkommnis wie bei den bereits erwähnten Fußballkämpfen in Amsterdam. —

Polen, der Sonderschützling Frankreichs, gefällt sich noch immer in seiner Aufgeblasenheit, besonders uns gegenüber. Mit immer weiteren Forderungen verzögert es den Abschluß eines gegen eitigen Handelsvertrages, führte ausgangs vorigen Jahres einen Zollkrieg mit uns und befand sich in derselben Zeit im Kriegszustand mit Litauen, der durch eine Entschließung des Völkerbundes am 11. Dezember 1927 als aufgehoben erklärt wurde. Es verwendet 45 Prozent seiner Ausgaben für Heer und Flotte, seine Währung sinkt so, daß die Anleihen verschiedener großen Städte in Amerika überhaupt nicht aufgelegt wurden und sein „starker Mann“, der Marschall Pilsudski, trat mit dem gesamten Kabinett im Juni von der Regierung zurück. An seine Stelle trat der stellvertretende Ministerpräsident mit dem weniger polnischen Namen Dr. Barthel, ein Professor.

In China nimmt der Bürgerkrieg trotz Völkerbund dank der Minierarbeit der russischen und chinesischen Bolschewisten und Kommunisten immer schärfere Formen an, bis Japan diesem ewigen Grenzhader einmal ein Ende macht. Amerika und England werden dann auch nicht zu Hause bleiben und sich ein Stück von der Haut des chinesischen Drachens sichern. Das vom Faschismus aufgepeitschte Italien leidet unter seinem Ausdehnungsdrang. Die Halbinsel kann die täglich wachsende Bevölkerung nicht mehr ernähren, seine Kolonien sind noch nicht aufnahmefähig genug, die Auswanderung in andere Länder ist arg beschränkt und Mussolini befürchtet auch in diesem Falle die Entnationalisierung. Die jetzt aber eingeschlagene Richtung nach der mit dem „geringsten Widerstand“ verletzt das Gefühl der Kroaten, Serben und Slowenen, daher die Kundgebungen in Laibach, Agram, Belgrad und anderen Städten, erste Warnungssignale. Dazu noch das Adriaproblem! Paragraphen und

Konventionen räumen dort das Pulverfaß zwischen den beiden Nachbarn nicht weg und Funken zum Anzünden fliegen gar viele herum. Aber Mussolini — vom König der Halbinsel hörte man auch mal wieder gelegentlich des Bombenattentates am 12. April — verfolgt als Grundgedanken seiner Außenpolitik: „Italien ist eine Großmacht und muß sich eine ihrer Stellung entsprechende Weltgeltung verschaffen.“ Dieser Grundgedanke der Größenucht zieht sich durch alle seine Reden und wird belegt durch seine Handlungen z. B. in

mehr; die Wahrheit über sein Verhalten sickert trotz aller Geheimniskrämerei immer mehr durch.

Die Politik von England bleibt sich ewig gleich. Zunächst lehnt es die Beschlüsse seines „Freundes und Alliierten“, des von ihm längst durchschauten französischen Rivale in der Rheinlandräumung, Abrüstung, Kriegsächtungsvorschlag usw. energisch ab. Dann Gegenbesuche der verantwortlichen Minister, Kuhhandel auf Kosten irgend eines Landes, langsamer Rückzug, Umarmung, unvergängliche Freund-



Das Nordpolflugzeug „Italia“ über Spizbergen

Südtirol, das ein englischer Berichterstatter eine Gefangenenanstalt nennt. Der unbändige Stolz des Diktators zeigte sich aber am deutlichsten bei den Versuchen zur Rettung der „Italia“-Mannschaft, die jetzt noch im ewigen Eise eingeschlossen um ihr Leben kämpft. Jede Hilfe auswärtiger Staaten lehnte er ab, auf Deutschlands Angebot gab er lange überhaupt keine Antwort, der Faden, an dem das Leben der auf den Eischollen treibenden Nordpolfahrer hing, wurde immer dünner, nur Italiener sollten ihre Retter sein, mochten auch in der Zwischenzeit noch so viele Menschenleben zu Grunde gehen. Nun, der alte Gott sorgt immer noch dafür, daß die Bäume nicht bis zu ihm herauf wachsen! Der Ruhm des so viel gepriesenen General Robile bleicht ja schon täglich immer

schäftsversicherungen. Und die Welt ist um eine Hoffnung ärmer und um ein Schauspiel reicher!

In Amerika, wo die Kriegsstimmung gegen uns wohl am meisten im Abnehmen begriffen ist, dämmert es. Man sieht so langsam dort ein, daß das „moralische Mäntelchen“, die „Rettung der Demokratie“, in welches die Alliierten die Gründe zum Weltkrieg einhüllten, doch recht sadenscheinig war und immer mehr Löcher zeigt. Auch Taten zeigen für den Umschwung der Gesinnung gegen Deutschland, so die Steuben-Feiern in den bedeutenderen Städten des Dollarlandes, gelegentlich deren Senator Borah in Baltimore Deutschland trotz des „infamen“ Versailler Vertrages das hervorragendste Land Europas nannte. Weiter

feien erwähnt die Spende von 400 000 Dollars an die Universität Heidelberg im Januar, die Rückgabe des im Kriege beschlagnahmten deutschen Eigentums, das der Senat im Februar mit großer Mehrheit beschloß, und der begeisterte Empfang der „Bremen“-Flieger. Ein Freund im Unglück hat doppelten Wert. Vergessen dürfen wir allerdings nicht, daß wir der Schuldner, und zwar ein recht großer, von Amerika sind, es also großes Interesse an unserem Wohlergehen“ hat.

Rußland ist dem Bolschewismus verfallen. So viel Nachrichten von dort, so viel Widersprüche. Freundlich gesinnt ist es uns nicht, trotz Rapallo; dafür ist Brest Litowsk noch zu frisch in der Erinnerung. Dort hätte

sich alles zum Guten wenden können. Aber die besten Gedanken kommen ja fast regelmäßig zu spät.

Für unser Vaterland muß die Zeit arbeiten. Die Hoffnung, die uns in noch schwererer Zeit aufrecht erhielt, darf uns nicht verlassen, ebenso nicht der Glaube an das Kommen einer besseren Zeit und die Liebe zum Vaterlande in seiner Verlassenheit. Gott verläßt keinen Deutschen, wenn er diesen Namen in Ehren trägt. Und auch der Kalendermann hängt treu und fest an diesem Glauben, dieser Hoffnung und dieser Liebe und ist überzeugt, daß er den Lesern des „Vetter vom Rhein“ auch noch mal von guten Zeiten erzählen kann.

## Der Hund des Schmugglers

Von Wilhelm Müller-Gordon

Perronta wohnte in einem kleinen Dorfe in der Nähe der Pyrenäen, einige hundert Schritte von Sallent, und man würde vielleicht Mühe haben, im ganzen Lande ein so geduldiges und vom Schicksal so hat geprüftes Wesen, wie er es war, zu finden.

In Armut geboren und seit seinen frühesten Jahren hinkend, hatte Perronta alle Unglücksfälle Schlag auf Schlag geduldig ertragen. Er besaß ein kleines Stück Land und eine Wiese am Flusse; bei einer der Uberschwemmungen hatte das Wasser den Acker fortgerissen und die Wiese mit Schlamm überzogen. Kurz darauf starb seine Frau, die die Seele seines kleinen Hauswesens war, plötzlich an einer epidemischen Krankheit. Sein ältester Sohn folgte ihr bald; der arme Peter besaß nur noch ein kleines, kränkliches Mädchen, das aussah, als ob es nicht lange mehr leben würde.

Jeder andere würde verzweifelt sein; er aber hatte statt der Reichthümer Geduld empfangen. Das war für seinen Nachbarn Jaques ein steter Grund des Staunens, ja oft des Spottes. Bei jedem neuen Unglück, das den armen Hinkenden traf, rief er ihm zu: „Nun! bauest Du noch auf Gottes Vorsehung?“

„Ja, mehr denn je, da ich nun doppelt hilfsbedürftig bin!“ antwortete das geduldige Geschöpf.

„Aber siehst Du denn nicht, daß Dir die Vorsehung nach und nach alles geraubt hat?“ fragte ihn der Nachbar spottend.

„Nein, nein!“ antwortete Perronta: „Sie hat mir die Hoffnung und meine kleine Martha gelassen.“

Das kleine Mädchen war auch wirklich sein einziger Trost. Er dachte beständig daran, es ihr so angenehm wie möglich zu machen; aber seine Hilfsquellen waren geringer als sein guter Wille und seine Wünsche, aber bald waren sie ganz erschöpft. Er war zuerst genötigt gewesen, seine Hühner, dann seine einzige Kuh, und zuletzt seine Ziege zu verkaufen. Von alle dem, was früher des Hauses Reichtum, Freude und Leben ausgemacht, war nur noch Rollo übrig.

Rollo war ein Hund von außerordentlicher Größe, stark wie ein Wolf und sanft wie ein Lamm. Er war der kleinen Martha Liebling, und wenn der Vater auswärts arbeitete, was er jeden Tag tat, leistete ihr Rollo Gesellschaft. Sie plauderte mit ihm, ging mit ihm spazieren und ruhte, den Arm um seinen Hals schlingend, unter dem Schatten der Bäume. Auf den schwächsten Laut von Marthas Stimme drehte Rollo den Kopf gegen sie um, und sein Auge fragte: „Was wünschst Du?“ Nie war ein Kind und ein Hund durch so innige Freundschaft verbunden gewesen.

Aber Vater und Tochter begannen nun den Druck des Unglücks schwer zu fühlen, denn das Brot verminderte sich Tag für Tag. Obgleich Martha immer das größte Stück empfing, reichte es doch nicht hin, da sie es mit Rollo teilte, und der Vater, welcher sah, daß der Hund das einzige Glück und die Freude des kleinen Mädchens war, konnte es nicht übers Herz bringen, etwas zu sagen.

Jacques versäumte nicht, den Hinkenden auf seine betrügerische Hoffnung aufmerksam zu machen. „Stehst Du nicht,“ sagte er mit seinem unheimlichen Lächeln, „daß die Vorsehung Deiner nur spottet! Du vertrauest auf sie wie auf einen Schuldner, und sie behandelt Dich wie einen Gläubiger. Sie hat Dir nach und nach alles geraubt, was Du besahest — Du hast nun nur noch einen Hund. Was willst Du mit Rollo tun? Wenn Du nicht willst, das er eines Tages toll vor Hunger werden soll, so mußt Du Dich entschließen, ihm bald einen Stein um den Hals zu binden und ihn in den Fluß zu werfen.“

Dieser Augenblick schien auch wirklich nahe. Marthas Vater war seit mehreren Wochen ohne Arbeit gewesen und alle seine Hilfsquellen waren erschöpft.

Er war gerade von einem vergeblichen Gang zu den benachbarten Dörfern zurückgekehrt, wo er weder Arbeit noch Kredit gefunden. Er saß mit Martha und Rollo vor seines Hauses Türe und ruhte sich nach der langen Wanderung aus, glücklich bei dem Gedanken, einen Stein zu besitzen, auf dem er sich niederlassen konnte, und Gott dankend, für das milde Lüftchen, das seine Stirn kühlte.

Als sein Blick jedoch auf das blasse, magere Gesicht des Kindes fiel, fühlte er einen gewissen ungeduldigen Schmerz, so lange vergeblich auf Hilfe warten zu müssen.

Der Abend rückte heran und mit ihm Marthas Hunger, ohne daß er wußte, wie er ihn zufrieden stellen sollte. Gerade als dieser Gedanke seine Seele verdüsterte, kam ein Mann mit eisenbeschlagenem Stock in der Hand auf der Landstraße daher.

Der Fremde bleibt stehen als er Rollo sieht, betrachtet ihn genau und nähert sich dann mit den Worten: „Ach! guter Mann, gehört Ihnen der Hund?“

Perronta grüßte höflich und gab eine bejahende Antwort.

Der Fremde rief dem gelehrigen Tier einige Worte zu, das dann sofort aufstand und zu ihm herkam. Er betrachtete seine Pfoten, seine Zähne, und wandte sich dann mit folgender Frage an Marthas Vater: „Nun, das ist ja ein recht kräftiges Tier. Wieviel verlangen Sie dafür?“

„Ich habe nicht im Sinn, es zu verkaufen,“ antwortete Perronta, „es war ja nie die Rede davon.“

„Aber Sie sehen nun, daß man zu ihnen kommt, um es Ihnen abzukaufen,“ entgegnete der Fremde: „Rasch, sagen Sie mir, wieviel ich dafür geben soll.“

Bei diesen Worten wandte sich Martha nach dem Vater um und rief, sie wolle Rollo behalten. Der Mann mit dem Stock gebot ihr Schweigen: „Stille, kleiner Schreihals,“ sagte er, „laß uns Männer sprechen. Was nützt Dich der Hund? Hast Du so viel Brot übrig, um ein so unnützes Maul zu füttern?“

„Ach nein, gerade in diesem Augenblick hoffen wir nur auf die Vorsehung, da wir nichts zu essen haben.“

„Mich hat also die Vorsehung zu Euch gesandt!“ rief der Fremde ungeduldig, indem er seinen Beutel zog und Perronta zwei Fünfsfrankenstücke gab. „Nimm dies und der Hund ist mein.“

„Nein, nein, ich will das nicht!“ unterbrach ihn Martha und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Ich sehe selbst, das Kind will es nicht,“ sagte der Vater zögernd. „Und weil diese Kleine, die selbst nicht weiß, was sie sagt, es wünscht, wollen Sie Hungers sterben lassen?“ rief der Fremde ungeduldig: „Hier, ich biete drei Fünfsfrankenstücke. Ist der Hund nun mein?“

Der arme Hinkende warf einen begierigen Blick auf das Geld und dann einen bittenden Blick auf die Tochter; aber Martha beugte den Kopf und drückte Rollo immer fester an sich. Nun stieß der Fremde einen Fluch aus, indem er ein neues Fünfsfrankenstück zu den übrigen fügte und rief:

„Bei allen Teufeln. Sie werden doch nicht zwanzig Franken für ein Tier ausschlagen, das Sie in wenigen Tagen herzuschenken gezwungen sein werden, wenn Sie nicht Hungers sterben wollen.“

„Ja, Sie haben Recht!“ seufzte Perronta.

„Nun wohl, so ist der Handel also geschlossen. Ja kann nicht länger warten: ist der Hund mein oder nicht?“

Im Grunde wünschte der arme Vater nichts mehr, als das Anerbieten des Unbekannten anzunehmen. Er suchte Martha von der Notwendigkeit, sich von dem Tiere zu trennen, zu überzeugen; es war jedoch sehr schwierig, denn das Kind verstand nur eines von all seinen Erklärungen, und das war, daß es Kollo missen sollte. Als der Vater ihm jedoch mehrere Male wiederholte, daß sie ihn ja nicht länger ernähren können, entschloß sie sich endlich, nicht ohne viele Tränen, ihn ziehen zu lassen. Der Hund ward nun geliebkost, geküßt, umarmt und wohl zwanzig Male wieder losgelassen, bis der Fremde, des langen Aufenthaltes müde, sein Taschentuch an das Halsband des Tieres band und es so mit Gewalt fortzog.

Diesmal war der Nachbar Jacques doch ein wenig verblüfft; er tröstete sich aber damit, daß zwanzig Franken nicht weit reichen, und daß Perronta somit, wenn er nichts mehr zu verkaufen hätte, doch zuletzt seinen Glauben und sein Vertrauen auf die Vorsehung aufgeben müsse.

Er schien auch wirklich Recht zu behalten. Nach Verlauf von einigen Wochen war die arme Familie wieder der äußersten Not preisgegeben. Um das Unglück noch größer zu machen, war die Hausmiete fällig, und der Hausbesitzer, der seit längerer Zeit keinen Zins bekommen, erklärte, daß er nicht länger warten und alles verkaufen wolle, was Perronta an Möbeln besaß. Nachdem er vergeblich um Mitleid gebeten, ergab sich der Mann in alles.

Die armseligen Möbel wurden vor der Hütte aufgestellt, um die Käufer anzulocken. Es hatten sich ungefähr ein Duzend aus der Umgegend eingefunden: Fuhrleute, Hirten, Bauern und Holzbedientete; aber niemand schien sich von dem alten Kram reizen zu lassen. Jacques triumphierte und sagte mit spöttischem Lachen zu dem armen Sinkenden:

„Verzweifle nur nicht, kleine Perronta! Du wirst sehen, daß Dich die Vorsehung Deine schönen Sachen behalten läßt, aus dem guten Grunde, weil sie niemand will.“

„Ja, wer weiß?“ antwortete Perronta ohne Bitterkeit: Das, was uns bisweilen am we-

nigsten wert dünkt, lockt oft den Vorübergehenden. Ich hatte an Kollo ein Beispiel davon.“

„Ach, wenn ich nur den Kollo wieder hätte!“ seufzte die kleine Martha mit tränenerstickter Stimme.

„Nun gut, so rufe ihn!“ antwortete Jacques spottend: „Vielleicht führt ihn Dir die Vorsehung selbst am Bande her.“

„O ja, wenn das möglich wäre! rief das kleine Mädchen naiv, stand rasch auf, und begann, den Blick auf den Weg gerichtet, mit lauter Stimme zu rufen: „Kollo! Kollo!“

Ein fernes Gebell antwortete ihr. Perronta — ja selbst Jacques standen verwundert da und lauschten.

Das Bellen des Hundes kam immer näher.

„Kollo! Kollo! Kollo!“ rief das Kind seiner selbst kaum mächtig.

Diesmal ertönte die Antwort ganz aus der Nähe, und durch das Gebüsch stürzte ein Hund auf Martha zu.

Es war der leibhaftige Kollo, aber mit einer Ausrüstung, die ihn für jedermann, außer seiner früheren Herrscherin, unkenntlich gemacht. Er war in einen ordentlichen Harnisch gekleidet, an welchem zwei kleine Packstücke befestigt waren. Die Zollschutzwächter, die herbeigekommen, riefen gleich, es sei Kontrebande.

Es ist bekannt, daß die Bergbewohner, die diesen gefährlichen Handel treiben, Hunde dazu benutzen, die sie dressieren, um auf Menschen unzugänglichen Wegen Waren zu transportieren, die sie einschmuggeln. Kollo's neuer Herr hatte ihn zu diesem Zwecke benutzen wollen; die Treue seines Hundes führte ihn jedoch über Berge und Abgründe zurück in seine alte Heimat.

Die Pakete, welche auf seinem Rücken befestigt waren, hatten, wie man bei der Untersuchung fand, einen hohen Wert, und der arme Perronta erhielt zufolge gesetzlicher Bestimmung einen bedeutenden Teil von der Summe des Erlöses. Er konnte dem Wirte die Miete bezahlen, sich ein kleines Stück Land kaufen und eine Kuh anschaffen.

Es blieb jedoch nicht dabei. Die Geschichte mit Kollo hatte in der Umgegend Aufsehen gemacht, und man fand sich von allen Seiten ein, um den Schmuggelhund zu sehen.

Perronta machte bei dieser Gelegenheit vieler Leute Bekanntschaft und ein reicher Guts-

besitzer in der Nähe wurde in dem Maße von seinem freundlichen, geduldigen Charakter eingenommen, daß er ihm die Pfortnerstelle am Eingang seines Schlosses anbot.

Rollos Herr, dessen Schicksal so für die Zukunft gesichert war, verließ seine arme Hütte, nachdem er von seinem Nachbarn Abschied genommen. Mit mißvergnügter Miene sah Jacques ihn sich zum Abzug rüsten. „Nun, Unglücksprophet!“ rief einer der Nachbarn ihm zu: „Siehst Du nicht, daß der arme Perronta

Recht hatte, als er auf Gottes Vorsehung vertraute?“

Jacques zuckte mit den Achseln. „Laß mich in Frieden!“ antwortete er. „Siehst Du nicht, daß all sein Glück von einem Hunde kam?“

„Ja, das ist wahr,“ erwiderte jener, und es wäre wohl eine größere Ehre für das Menschengeschlecht gewesen, wenn er einen halbwegs so guten Nachbar gehabt hätte, wie es sein Hund war.“

### Zum 50jährigen Jubiläum

Mit dem vorliegenden Jahrgang macht der „Bettler“ zum 50. Mal den Weg zu den lieben Lesern, um seinen Vorgänger abzulösen und seinen Platz in der trauten Stube einzunehmen. Diesmal kommt er also als Jubilar und man hat ihm deshalb ein bescheidenes Kränzlein auf einen Umschlag geschenkt. Ein halbes Jahrhundert ist darin genannt ein Zeitabschnitt innerhalb welchem sich gar so vieles ereignete und auch dem „Bettler“ manche frohe aber auch viele bittere Stunden bereitete. Insbesondere waren es die schweren Kriegsjahre wo man sich um den deutschen Rhein stritt, an dessen Ufern er als „Bettler“ so oft seine Mußestunden verbrachte und manchen deutschen Gruß seinen Wellen mitgab, um ihn anderen deutschen Gauen zu überbringen.

Deutsch ist der Rhein, deutsch sein „Bettler“, das war die Losung, die ihn seit seinem ersten Gang beseelte und für die er auch weiterhin leben will. Wenn z. Bt. sein „Grüß Gott“ an den Vogesenbergen auch keinen Widerhall findet, so verzagt der „Bettler“ deshalb nicht, sondern schreitet nach wie vor würdig eines deutschen Mannes aufrecht durch Städte und

Dörfer hinein in die Familien, wo er immer viel zu erzählen weiß. Wo er auch hinkommt, allüberall findet er seine Freunde, die ihm zuzuheln und nach deutscher Art u. Sitte Gastfreundschaft gewähren.



Als er im Jahre 1878 erstmals zum Wandersstab griff, waren ihm die Wege noch fremd und unsicher, aber bald fand er sein Ziel, das er sich im Verlaufe der Zeit immer mehr erweiterte.

So steht heute der „Bettler“ an beachtenswerter Stelle der Kalenderliteratur, und darauf hat er einen berechtigten Stolz.

Wohl ist sein Gründer Herr Chr. Schömpersen, dessen Bild wir hier bringen, seit 1924 tot, aber sein Werk besteht fort, und so lange wird auch sein Name vom „Bettler“ in Ehren genannt werden.

Zu seinem 50jähr. Jubiläum will er hinpilgern zu seiner letzten Ruhestätte, um ihm den Dank abzustatten und als Zeichen der Liebe und Unvergessenheit eine Blume vom

deutschen Rhein auf seinen Grabhügel niederlegen. Aber auch seinen lieben Freunden u. Gönnern will der „Bettler“ aus diesem Anlaß erneut das Gelöbnis ablegen mit den Worten  
Treue um Treue!

Der Verlag.